

HERDER- KORRESPONDENZ

MONATSHEFTE FÜR GESELLSCHAFT UND RELIGION

Heft 12

47. Jahrgang

Dezember 1993

*Wer etwas zu sagen hat, muß es immer wieder
neu sagen.*

Franz Rosenzweig

Verpaßte Chancen

Daß kirchliche Glaubensverkündigung auf Unverständnis und Widerstände stößt, auf Ablehnung, ja auf erklärte Gegnerschaft, ist nicht neu. Die Geschichte der christlichen Verkündigung war immer auch eine Geschichte ihrer Zurückweisung durch Teile der Adressatenschaft, durch ganze Kulturräume, konkurrierende Religionen und Ideologien. Die Vorstellung, Verkündigung könne und müsse sich problemlos durchsetzen, allüberall auf offene Ohren und Herzen treffen, mag den einen oder anderen Verkündiger angesichts der subjektiv empfundenen Erfolglosigkeit seines Tuns als Wunsch und Traum befallen, eine realistische Meßlatte für das Verkündigen ist sie nicht. Dennoch kann es niemanden in der Kirche gleichgültig lassen zu sehen, in welchem Ausmaß sich heute deren Verkündigung schwer tut, Gehör zu finden, inwieweit sie unverstanden bleibt, auf Widerstände unterschiedlichster Art trifft oder auch nur desinteressiert ausgesessen wird.

Nur eine Übergangssituation?

Ein beliebter werdendes Reaktionsmuster mancher Verkünder – ähnlich der Situation bei der Sakramentenspendung – auf dieses Phänomen besteht darin, sich das Ziel, Menschen außerhalb des Personenkreises der regelmäßig Praktizierenden und kirchlich Hochverbundenen erreichen zu wollen, gar nicht erst zu setzen. Verkündigungssituationen, in denen bis heute in hohem Maße auch sogenannte „Fernstehende“ Kirchen zu Gottesdiensten aufsuchen, werden leicht als Relikte eines volkkirchlichen Christentums angesehen, von dem es ohnehin Abschied zu nehmen gelte. Das betrifft gottesdienst-

liche Feiern aus Anlaß von Taufe, Erstkommunion und Firmung ebenso wie Trauungen, Beerdigungen, aber auch und erst recht das höchste und oft einzige Fest im Kirchenjahr bürgerlicher „Leutereligion“, Weihnachten.

Gemeinsam ist diesen Anlässen, daß bei ihnen Zeitgenossen – Kirchaustritte, Kirchenentfremdung, Kirchenverdrossenheit oder wie die Stichworte alle heißen, hin oder her – immer noch in großer Zahl zu Teilnehmern an gottesdienstlichen Handlungen werden, ohne daß ihnen eigentlich an dem darin zum Ausdruck gebrachten Glauben, erst recht nicht an der sich darin realisierenden Glaubensgemeinschaft gelegen wäre, oder wenn doch, dann nur in ausgedünnter Form. Die Feiern der *Sakramentenspendung* suchen sie aus innerer Nähe zu Verwandten oder Bekannten auf, die sich für diesen Schritt entschieden haben. An kirchlichen *Beerdigungen* nehmen sie weniger deshalb teil, weil ihnen der kirchlich-gemeinschaftlich praktizierte Glaube im Umgang mit dem Todesgeschehen wichtig wäre, als vielmehr aus Solidarität mit dem oder der Toten bzw. dessen oder deren engsten Angehörigen.

Mit *Weihnachten* verhält es sich komplizierter: Es gibt eine durchaus nicht kleine Gruppe von Kirchenmitgliedern, die dem, was Gebet, Gottesdienst für Christen bedeuten, nicht völlig fremd gegenüberstehen, die es aber für sich auch nicht als ungenügend empfinden, wenn sie selbst daran nur selten, an hohen Feiertagen etwa oder zu Zeiten wie dem Jahresurlaub teilnehmen. Weihnachten ist für sie gewissermaßen der Inbegriff einer religiös geprägten Festzeit. Wenn Theologen sagen, Ostern sei für den christlichen Glauben weit bedeutsamer, tangiert sie das nicht. Nicht um aktive Kirchenmitglied-

schaft geht es ihnen, sondern um eine religiöse Praxis, für die die eigene Bedürfnisstruktur den Rahmen abgibt.

Man könnte es sich leicht machen und sagen: Die geschilderte Situation ist so typisch wie unvermeidlich für ein kirchliches Christentum, das sich von einer volksgemeinschaftlich geprägten zu einer gemeinde- bzw. gruppenkirchlichen Größe wandelt, oder um es in soziologischen Begriffen zu sagen: eine Kirche auf dem Weg von der *Gesellschaft* zur *Gemeinschaft*. Daß Zeitgenossen zu Hörern kirchlicher Verkündigung werden, ohne daß ihnen an der Ausdeutung des jüdisch-christlichen Gottesglaubens gelegen ist, sondern weil das volksgemeinschaftliche Ritual und die kulturchristlichen Reste des Kirchenjahres an bestimmten Schlüsselstellen des Lebens bzw. im Jahresrhythmus immer noch konkurrenzlos dastehen, wird als Teil jener Übergangssituation begriffen.

Wenn diese Reste volksgemeinschaftlichen Christentums, so meint man, eines Tages der Vergangenheit angehören, wird es diese Verkündigungssituation nicht mehr geben. Dann hat man es nur noch mit solchen zu tun, die genügend motiviert, im Glauben sozialisiert und mit der Verkündigungssprache vertraut sind. Im Hintergrund steht hier die ausgesprochene oder unausgesprochene Erwartung, die Kirche brauche sich nur ausreichend auf Kerngruppen klein- bzw. „gesund“-schrumpfen, und schon würde sich die vielfach empfundene Schwierigkeit mit denen, die nur äußerst partiell und selektiv am kirchlichen Leben teilnehmen, in Wohlgefallen auflösen.

Kirchgänger und Nicht-Kirchgänger sind sich ähnlicher als vielfach angenommen

Ob diese Rechnung aufgeht, und vor allem, ob damit nicht weit mehr verlorengehe, als man an Eindeutigkeit im gemeinschaftlichen Glaubenszeugnis gewinne, wäre zu fragen. Schon kommunikationstheoretisch ist gegenüber so viel Wunsch nach Eindeutigkeit Vorsicht geboten. Kommunikationsgeschehen dieser Größenordnung sind, was die Erwartungen und die Absichten der beteiligten Partner angeht, nie schlechthin eindeutig. Dieser Mehrdeutigkeit aus dem Weg gehen wollen verhindert letztlich Kommunikation eher, als daß ihr damit zu größerer Eindeutigkeit verholfen wäre.

Gemeindliche Verkündigung, etwa in ihrer für ein durchschnittliches Kirchenmitglied geläufigsten Form der *Homilie in der Eucharistiefeyer*, hat es im übrigen nicht nur bei denen schwer, von denen man meint, daß sie ohnehin „draußen“ stehen, sondern ebenso bei denen, die zu den „praktizierenden“ Christen gehören. Unterschiedlich ist in vielen Fällen nicht die Einstellung zum Gehörten, sondern lediglich die Konsequenz, die man daraus zieht: Für die einen ist die real existierende Verkündigung ein Grund mehr, sich von dieser Kirche zu distanzieren und ihre religiöse Überzeugung nicht kirchlich-gemeindlich zu leben, während andere trotz der vielfach als unzureichend erlebten Verkündigung ihren Glauben

im gemeindlichen oder einem anderen gemeinschaftlichen Rahmen zum Ausdruck bringen.

Es dürfte sich ähnlich verhalten wie bei den *Kirchenaustritten*: In ihren Fragen und Zweifeln, ihren Verständnisschwierigkeiten und mehr oder weniger begründeten Vorbehalten gegenüber der Verkündigung dürften Kirchgänger Fernstehenden viel mehr ähneln als vielfach angenommen. Es handelt sich durchaus nicht um zwei deutlich voneinander abgrenzbare Gruppen, die in ihrem Verhältnis zur Glaubensverkündigung von ganz und gar unterschiedlichen Voraussetzungen ausgingen.

Wenn schon nicht um ein Folgeproblem der Distanzierung von Christen vom gottesdienstlichen Geschehen in den Gemeinden, worum handelt es sich dann aber bei den krisenhaften Erscheinungen in der Verkündigung im Kern? Hat es in erster Linie mit den in einer religiös pluralen und säkularen Gesellschaft schwer kommunikablen Glaubensinhalten zu tun? Oder liegt es an den Verkündigern? Andererseits: Muß das wirklich eine Alternative sein? Die Zusammenhänge zwischen der Sprache und der von ihr zum Ausdruck gebrachten Wirklichkeit sind allemal enger und letztlich zu unentwirrbar, als daß es einfach wäre, hier säuberlich zu unterscheiden.

Nein, mit kirchlicher Verkündigung tut man sich heute nicht deshalb so schwer, weil so viele Menschen erklärte Atheisten und Kirchengegner oder weil viele religiöser Rede gegenüber gänzlich unzugänglich wären. Ebenso wenig würde es weiterführen, wollte man die Ursache für diese Krise ausschließlich bei den *Predigern* suchen. Daß es Verkündiger gibt, denen die Ausdeutung des Glaubens besser gelingt und anderen weniger gut, ist ebensowenig neu wie die unterschiedliche Fähigkeit ihrer Zuhörer, mit dem Gehörten in ihrem alltäglichen Leben etwas anzufangen.

Es könnte aber z. B. damit zu tun haben, daß das Kommunikationsgeschehen, das Verkündigung neben ihrer spirituellereligiösen Dimension immer auch darstellt, schon von seinen äußeren Bedingungen her sehr schwierig (geworden) ist. Der moderne, im wahrsten Sinne des Wortes wählerisch gewordene und die eigenen Erwartungen zum Maßstab machende Predigthörer nimmt das Gehörte nicht als etwas Gegebenes und weithin Unveränderliches hin, sondern hält immer schon Ausschau nach einer „Verbesserung“ in seinem individuellen Sinne. Die Bereitschaft, sich mit „minderer Qualität“ abzufinden bzw. mit dem, was man dafür hält, ist geringer geworden. Entsprechend groß ist die Entschlossenheit, so lange zu suchen, bis man einen Prediger gefunden hat, der einem zusagt, wobei auch solche Entschlüsse dann der überaus wechselhaften Konjunktur des Geschmacks und der sich wandelnden Interessen unterliegen.

Aber schon auch die höchst unterschiedlichen inhaltlichen Erwartungshorizonte unter den Zuhörern machen jede durchschnittliche Sonntagspredigt zu einem hochgradigen Balanceakt: Den einen ist die vielfach zu hörende Verkündigungssprache nur insofern vertraut, als sie ihnen zutiefst fremd ist. Sie wünschten sich eine radikalere Verheutigung der Sprache,

ein konsequentes Bemühen darum, die großen Begriffe der Tradition zu übersetzen in solche, die in nicht allzu großer Ferne stehen zu ihrer Alltagssprache – denn mit der Sprache geraten ihnen auch die Inhalte in zunehmende Distanz. Andere wünschen sich geradezu diese Fremdheit, weil sie in ihr und nur in ihr die Identität des der Kirche anvertrauten Glaubensgutes gewahrt sehen.

Für die einen ist eine Verkündigungssprache, die sich, was die Ergebnisse historisch-kritischer Bibelexegese angeht, eher naiv gibt, ein blankes Ärgernis. Anderen kommt eine historisch-kritisch „aufgeklärte“ Verkündigungssprache wie der Versuch vor, man wolle sie um ihren seit Kindertagen weithin unveränderten Glauben bringen, oder wie die mangelnde Bereitschaft, Geheimnis Geheimnis sein zu lassen. Wie soll man die einen erreichen, ohne andere zu verschrecken?

Aber nicht nur die Pluralität an theologisch-exegetischem Vorwissen schlägt hier zu Buche, sondern schon die Vielfalt, in der „Hörer des Wortes“ heute Wirklichkeit wahrnehmen und in der Perspektive ihres Gottesglauben deuten. Der eine lebt in einer Weltsicht, für die naturwissenschaftliches Wissen und dessen technologisch-industrielle Anwendung einerseits und religiöses Deutungswissen andererseits gegeneinander hermetisch abgeschottete Bereiche darstellen – ersteres vermag letzteres nicht zu erschüttern, und letzteres ist im Grunde bedeutungslos für ersteres. Ein anderer sieht einen eklatanten Mangel an Zeitgenossenschaft kirchlicher Verkündigung gerade darin, wenn dieser nicht anzumerken ist, in welcher durch den naturwissenschaftlich-technischen Fortschritt und die allgegenwärtige Pluralisierung auf religiösem Gebiet hervorgerufenen Heimatlosigkeit von geradezu kosmischen Ausmaßen sie auf die Menschen trifft.

Es besteht die Gefahr, daß die Räume immer enger gezogen werden

Wenn die Frage nach dem je verschiedenen Kontext, auf den Verkündigung trifft, sich innerkirchlich schon so deutlich stellt, dann erst recht denen gegenüber, die sich ihr nur ab und an aussetzen. Vor einer Gemeinde weithin bestehend aus Getauften, die ihren Glauben aber kaum kirchlich-gemeinschaftlich praktizieren, kann man sich erst recht nicht einer Sprache befleißigen, mit der schon der regelmäßige sonntägliche Kirchgänger seine Schwierigkeiten hätte. Der Rückgriff auf eine den „Fernstehenden“ wenig entgegenkommende Sprache wirkt wie eine Kommunikationsverweigerung, wie ein Ausschluß aus einer Kommunikationsgemeinschaft, in die diese Menschen immerhin einmal hineingetauft wurden.

Wie viele Chancen werden verpaßt, wenn Teilnehmer bei Erstkommunionfeiern, Hochzeiten oder Beerdigungen mit einer Predigtverkündigung konfrontiert werden, die viele von ihnen in ihrer Selbstdistanzierung von kirchlich verkündetem Glauben nur bestätigt. Anstatt darüber zu klagen, wie wenig die Zuhörer an Glaubensbewußtsein mitbringen, könnten es

die Verkündiger als einzigartige Chance begreifen, Predigthörer vor sich zu haben, die sie weit schwerer erreichen würden, gäbe es diese Reste volkskirchlich-kulturchristlicher Praxis nicht.

Ist es vermessen zu hoffen, es müßte möglich sein, daß ein solcher seinen Glauben nicht kirchlich-gemeinschaftlich praktizierender eine Trauung oder eine Beerdigung mit dem Eindruck verläßt, in der gottesdienstlichen Feier, vor allem aber auch in der Predigtverkündigung, sei etwas von menschlicher Wirklichkeit erschlossen worden, dem auch er sich als Nicht-Glaubender bzw. Nicht-Kirchgänger, was eben doch vielfach nicht dasselbe ist, nicht einfach entziehen kann? Die Deutung dieser Wirklichkeit im Lichte des Glaubens bliebe ihm verschlossen. Dennoch könnte er die gottesdienstliche Feier mit dem Gefühl verlassen, man spreche immerhin von ein und derselben Wirklichkeit. Und er könnte den Eindruck gewinnen, zur Deutung dieser Wirklichkeit hätten Christen einiges Lebenswissen weiterzugeben, das auch kritische Vernunft nicht zu fürchten hat.

Unter den gegenwärtigen Bedingungen setzt man sich mit solchen Überlegungen unweigerlich der Rückfrage aus, ob man nicht in schwierigen Zeiten wieder einmal die Verantwortung für die verpaßten Chancen zunächst dem schwächsten Glied, dem einzelnen Verkündiger, zuweise. Es läßt sich einwenden, daß angesichts der sich ständig ausweitenden Aufgaben, die der einzelne Pfarrer an immer mehr Seelsorgestellen und Gottesdienstorten zu bewältigen hat, die äußeren Voraussetzungen nicht gerade günstig sind für eine zwar wünschenswerte, aber zeitaufwendige sorgfältige und den jeweiligen Kontext stark berücksichtigende Verkündigung. Nur schon die zahlreichen Beerdigungen werden nicht selten für Seelsorger zu einer unverhältnismäßigen zeitlichen und emotionalen Belastung.

Sosehr dieser Einwand auch kirchliche Wirklichkeit gegenwärtig trifft – die nötige Kontextorientierung ist beileibe nicht in erster Linie eine Frage von mehr oder weniger Arbeitseinsatz. Mindestens so viel, vermutlich eher mehr hängt davon ab, ob man sich einen Blick dafür bewahrt, *wo die Hörer dieser Verkündigung stehen*. Es geht um nicht mehr und nicht weniger als um die Frage, wen man als Adressaten der zu verkündigenden Botschaft sieht. Unter den augenscheinlichen Bedingungen eines massiven Traditionsabbruchs besteht die nicht zu unterschätzende Gefahr, die Räume, innerhalb deren man potentielle Adressaten für die Glaubensverkündigung vermutet, immer enger zu ziehen.

Der Versuch, Verkündigungssituationen abzuwerten bzw. als uneigentlich hinzustellen, in denen der Anteil von „Fernstehenden“ erfahrungsgemäß besonders hoch ist, bedeutete, vor einer spezifischen missionarischen Herausforderung heutigen Christentums zu kneifen. Eine Verkündigung, die nur mehr diejenigen im Blick hat, von denen der Verkündiger annimmt, daß sie kaum Fragen stellen und Zweifel äußern, daß sie sich pflegeleicht einfügen in den gemeindlichen Kontext, wird eines Tages auch diese nicht mehr erreichen.

Klaus Nientiedt